

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 6 (1912)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Der Klassenkampf  
**Autor:** Ragaz, L.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-132767>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Friede reden, wo zu einem würdigen Frieden zuerst ein harter Kampf vonnöten ist. Leben heißt in solchen Zeiten, dahin gehen, wo der Gegensatz am schärfsten ist, wo man erst die ganze Not, die ganze Qual der Zeit an sich erlebt, so stark erlebt, daß sie unzweideutig die ganze Richtung des Handelns bestimmt.

In solchen Zeiten kann man den großen Stil in der Lebensführung lernen. Leben wir so, treten wir so auf, wie es die Zeit und ihre Not erfordert. Richten wir entschlossen, charaktervoll unser Leben so ein, wie es die Verschärfung der Gegensätze mit sich bringt, auch da, wo bei der wachsenden Nervosität und Verstandnislosigkeit die Anfeindung nicht ausbleibt. Da bleiben wir von der Zeit und ihrer Größe nicht unberührt. Und eins vor allem lernen wir, und da wird uns, wie sonst selten, Wesen und Wert des Lebens klar: Treue im großen Stil üben. Treu bleiben der großen Sache, die sich jetzt durch Krise und Sturm behauptet, treu auch da, wo ihre Größe verkannt wird und sie bitter und roh bekämpft wird. Treu sein dem sehr hohen Ziel, das immer schärfer, immer deutlicher aus den sozial-ökonomischen Kämpfen der Zeit hervortritt und so hoch ist, daß es nur durch den Zusammenschluß aller lebendigen Kräfte erreicht werden kann. Treu bleiben, auch wenn die Zahl der Vertreter infolge der Verschärfung und der Zuspizung der Gegensätze kleiner wird, und wenn Bedenken und Zweifel die Reihen lichten. Eine große Sache groß führen da, wo uns Gott hingestellt, ritterlich eintreten für das, was inmitten von Not, Kampf, Anfeindung und Spott wird und wächst — ist das nicht leben? Heißt das nicht, das Lebensgefühl an einer höhern Quelle schöpfen, als an unsern kleinlichen Kräften?

Gott stellt uns in schwere Zeiten. Er will, daß wir in Not und Sturm eine neue Orientierung bekommen. Wir sollen wieder leben lernen. Von der Macht des göttlichen Lebens sollen wir über das ungöttliche, kleinliche, elende Leben, das wir führen, über uns selber hinweggehoben werden. Durch Kampf und Not, vielleicht durch Entsagung und Verzicht, sollen wir wieder das Leben lernen, das uns von dem kommt, der selber das Leben ist. Danken wir ihm dafür.

J. Matthieu.

## Der Klassenkampf.

Verehrte Versammlung! \*)

**S**ie haben mich gebeten, in Ihrem Kreise einen Vortrag über den Klassenkampf zu halten. Daß eine solche Aufforderung aus Frauenkreisen an mich ergeht, ist mir ganz besonders erfreulich, als ein Zeichen, daß die Frauen anfangen, auch solche Fragen anzu-

---

\*) Dieser Vortrag wurde vor einigen Jahren in einem Berner Frauenverein gehalten.

fassen, die früher den Politikern überlassen worden wären. Und warum sollten Sie nicht gerade diese Aufgabe anfangen? Sie geht die Frau an so gut wie den Mann und es scheint mir, daß gerade sie auch das warme, hochgemute Herz und die feine und geschickte Hand der edlen Frau nötig habe, wenn die Lösung gelingen soll. Warum sollten nicht auch die Frauen diese Aufgabe anfangen? Die Männer tun es doch nicht so, wie sie sollten. Ich denke dabei vor allem an die Politiker. Abgesehen von der Sozialdemokratie, für welche ja die Lehre vom Klassenkampf ein Hauptstück der politischen Weltanschauung bildet, geben sich unsere politischen Kreise wenig Mühe, das durch das Wort vom Klassenkampf bezeichnete Problem mit dem Ernst anzufassen, den es verdient, sich darin zu vertiefen, es in seinem eigentlichen Sinn und Wesen zu erfassen und von da aus Lösungen in großem Stil zu finden. Man begnügt sich meistens mit den Schlagwörtern und Phrasen, die die Tagespresse fabriziert; man macht das Wort zu einer Keule, womit man auf den Gegner losschlägt, oder auch nur loszuschlagen glaubt: denn man trifft ja meistens daneben, weil man keinen klaren Begriff von dem eigentlichen Problem hat. Ich kann mich nicht erinnern, je von einer Versammlung bürgerlicher Politiker gelesen zu haben, die über diesen Gegenstand, der heute im Mittelpunkt des politischen Lebens steht, ausdrücklich verhandelt hätte. Es ist tief bedauerlich, daß in unserer Volks-, wo doch die Politik eine so große Rolle spielt, nicht mehr ernstes, unabhängiges politisches Denken in großem Stil vorhanden ist, wie wir es zum Beispiel gegenwärtig in England beobachten, wie wir es in besseren Zeiten aber auch bei uns besaßen.

So grüßen wir denn die Frauen als willkommene Nothelferinnen, ihre Mitarbeit als einen Zustrom frischen Denkens und frischer Seelenkraft. Und wenn wir nun heute vor dieses theoretisch und praktisch gleich schwierige Problem treten, so wollen wir es als symbolisch bedeutsam betrachten, daß wir es hier im Mittelpunkt des vaterländischen Lebens tun. Denn um eine vaterländische Frage allerersten Ranges handelt es sich allerdings, um eine Lebensfrage auch unseres Volkes. Das Schweizervolk befindet sich heute in ähnlicher Lage wie zur Zeit des alten Zürichkrieges, der Stanser Tagsatzung, der Rappeler- und Wilmergerkriege und des Sonderbundes. Ein breiter Riß geht durch unser nationales Leben und teilt es in zwei Heerlager, die einander kampfgelüftet gegenüberstehen: das der Bürgerlichen und das der Arbeiterschaft, besonders der sozialdemokratisch gesinnten. Alle andern Unterschiede treten immer mehr gegen diesen zurück. Es ist ein Bürgerkrieg, worin wir stehen. Er ist zwar bis jetzt nicht mit blutigen Waffen ausgefochten worden; wir wollen gerne hoffen, daß es nie so weit kommen werde und uns hüten, den Teufel an die Wand zu malen; aber wir dürfen uns auf der andern Seite den großen Ernst der Sachlage auch nicht verhehlen. Wir sind schon mehr als einmal hart vor dem Ausbruch blutiger Kämpfe gestanden;

es braucht nur einmal in Zeiten großer Erregung, wie sie uns jeder Tag bringen kann, der Funke ins Pulverfaß zu fallen und wir sehen wieder einmal Eidgenossen das Blut der Eidgenossen vergießen. Wir möchten darum wohl etwa, wie auf jener Tagsatzung zu Stans, nach einem Niklaus von der Flüh ausschauen, der mit dem Friedenswort zwischen die streitenden Brüder träte. Aber auch ohne Blutvergießen ist der Kampf bitter genug. Er stört das wirtschaftliche Leben, er bedroht das nationale Empfinden. Nicht nur reißt er das Volk in zwei Lager auseinander, er hat noch eine weitere Folge, die uns wieder an die schon erwähnten schlimmsten Zeiten der Eidgenossenschaft erinnert: Das Schlimmste war damals nicht der Zwist unter den Eidgenossen selbst, sondern der Umstand, daß jede der streitenden Parteien nach dem Ausland schaute, vielleicht nach dem Erbfeind, sich mit ihm gegen die Eidgenossen zu verbünden. Ähnlich verhält es sich heute. Der Riß, vor dem wir in unserm Volksleben stehen, geht ja durch alle Kulturvölker. Dieser Kampf ist international. Ueberall stehen sich die gleichen Lager gegenüber. Da ist es natürlich, daß man sich dem Gesinnungsgenossen im Ausland näher fühlt, als dem Gegner im eigenen Land. Daraus ergeben sich aber nationale Schwierigkeiten und wächst vermehrte Erbitterung empor. Im eigenen Lande zerreißt dieser neue Gegensatz alte Verbindungen und schafft neue, oft unnatürlich scheinende, Gruppierungen; alte Freunde werden Gegner und umgekehrt und die Folge ist Verwirrung, Zorn und Haß.

Aber noch tiefer geht der Riß. Er dringt in unser sittliches Leben ein; er stellt auch solche, die sich wenig um Politik kümmern, vor schwere Probleme des persönlichen Lebens. An uns alle tritt die Frage heran: „Auf welche Seite willst du dich stellen?“ Am leichtesten haben es solche, die nur die Wahrheit des einen Lagers kennen, die auf der einen Seite alles Recht, auf der andern alles Unrecht sehen; andere, für die die Lage nicht so einfach ist, geraten in schwere innere Konflikte. Was soll der Arbeiter tun, wenn man ihn in eine Organisation nötigen will, deren Grundsätze ihm sittlich bedenklich erscheinen, während auf der andern Seite die Notwendigkeit der Organisation ihm wohl einleuchtet? Soll er einen Streik mitmachen, den er für ungerecht hält, weil er doch einsieht, daß man im Kampf Disziplin halten muß und nicht jeder Soldat seiner eigenen Meinung folgen darf? Was soll der Unternehmer tun, der auf seiner Seite in ähnliche Lagen kommt? Was soll er tun, wenn er den ganzen Geist des heutigen Wirtschaftslebens nicht billigen kann und doch nicht weiß, wie er ihm entinnen möchte? Was soll die Frau tun, die mit ihrem Herzen auf Seiten der Arbeiterschaft ist, während der Mann mit Leidenschaft gegen sie steht?

Bis in das religiöse Leben, das ja für den Christen mit dem sittlichen Eins sein soll, dringt der Kampf. Wenn ich ein Jünger Jesu sein will, was soll ich tun? Darf ein Christ als Kämpfer in eines der Heerlager treten oder muß er sich abseits von allem Kampfe



halten? Aber wenn er dies Zweite tun wollte, muß dann nicht die Frage in ihm aufsteigen: „Ist es dem Christen erlaubt, Dinge mit anzusehen, die er für unchristlich, widergöttlich halten muß?“ Was ist zu tun?

So wird der Klassenkampf aus einem ökonomisch-politischen ein allgemein menschliches, sittliches, religiöses Problem. Er wird zum Symbol und zum Ausgangspunkt für die ganze Lebensbewegung der Gegenwart. Das ganze Problem unserer gärenden Zeit ist darin eingeschlossen.

Mit dieser Bemerkung haben wir auch schon eine erste Antwort auf die Frage gegeben, die sich uns nun aufdrängt, wie nämlich dieses gewaltige Problem gelöst werden kann und soll.

Denn das Erste, was wir dazu nötig haben, ist ein tiefes und großgeartetes Verstehen. Wir dürfen vor allem nicht der oberflächlichen Meinung verfallen, daß der heutige Klassenkampf gleichsam nur die Macht einiger Agitatoren sei, das Werk einer systematischen, vom Ausland in unser friedliches Hirtenvolk hereingetragenen Aufhebung, insbesondere eine Frucht der sozialdemokratischen Lehre vom Klassenkampf. Geschichtliche Erscheinungen von solcher Macht und Wucht werden nie von Agitatoren gemacht; Agitatoren benützen nur vorhandene Verhältnisse und Stimmungen, bringen sie zum Bewußtsein, verschärfen sie, aber sie würden gar nicht gehört, wenn diese Verhältnisse und Stimmungen nicht schon da wären. Und woher stammen die Agitatoren? Auch sie werden nicht ohne Grund erstanden sein! Unser Schweizervolk ist übrigens längst kein Hirten- und Bauernvolk mehr, da doch zwei Drittel seiner Bevölkerung Industrie und Handel treiben. Es sind bei uns dieselben Verhältnisse vorhanden, wie anderwärts und darum auch die gleichen Stimmungen, die gleichen Probleme und die gleichen Kämpfe. Denn der Klassenkampf unserer Tage mit all seinen Problemen, Gefahren und Verheißungen wächst, ähnlich wie vor hundert Jahren die französische Revolution und vor vierhundert Jahren die Reformation, aus Verhältnissen empor, die größer sind als die Menschen. Wenn auch nur diese Erkenntnis einmal allgemein würde, dann müßten schon viele gegenseitigen Vorwürfe verstummen. Es wäre ferner ein großer Irrtum, wenn wir den Klassenkampf für eine Erscheinung hielten, die bloß der Gegenwart eigentümlich sei: er ist vielmehr nur die scharfe Zuspitzung eines Kampfes, der durch die ganze bisherige Geschichte geht, das besonders deutliche Hervortreten eines Zuges, der allem bisherigen Leben der Menschheit anhaftet.

Werte Versammlung! Das kommunistische Manifest, das leidenschaftliche und gewaltige Glaubensbekenntnis des jungen Sozialismus, beginnt mit den Worten: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Dieser Satz mag zu viel

behaupten — wir wollen das jetzt nicht untersuchen — aber daß er eine große Wahrheit ausspricht, kann niemand leugnen. Er stellt uns vor eine Tatsache, die wir fest im Auge behalten müssen, wenn wir das eigentliche Wesen unseres Problems verstehen wollen. Unsere ganze bisherige Menschengeschichte ist zum großen Teil beherrscht durch die Tatsache, die da heißt: selbstsüchtige Gewalt. Und darum ist sie zum großen Teil ein Krieg, nämlich ein Ringkampf zwischen dem Stärkeren und dem Schwächeren, zwischen dem Vergewaltiger und dem Vergewaltigten, dem Ausbeuter und dem Ausgebeuteten, dem Herrn und dem Knecht. Dieser Zwiespalt, der durch das Menschenwesen geht, nimmt unter anderm die Gestalt des Gegensatzes zweier Klassen an und dieser besondere Gegensatz bestimmt in weitgehendem Maße die ganze Kultur der verschiedenen geschichtlichen Epochen. Im Altertum ist der hereditäre Ausdruck dieser Tatsache die körperliche Sklaverei. Ein kriegsgewaltiges Volk unterjocht ein schwächeres, nimmt sein Land weg, entrechtet es und läßt es für sich selbst arbeiten. Wir haben diese Erscheinung noch heute in gewissen Arten von Kolonialpolitik vor uns, oft in noch fast schlimmeren Formen als im Altertum, wie das Beispiel des Kongostaates zeigt. Die Kriege des Altertums hatten sehr oft den Nebenzweck, ja Hauptzweck, das Sklavenmaterial zu ergänzen, so wie sie heute meistens den Zweck haben, den Warenmarkt zu erhalten oder zu vergrößern. Die ganze Kulturherrlichkeit des griechischen und römischen Altertums ruht auf der Voraussetzung, daß der größere Teil der Bevölkerung eines Staates nur halb Mensch sei. Dieses schimmernde Gebäude erhebt sich über einem Fundament, das mit Blut getränkt ist und gebildet aus menschlicher Not und Erniedrigung. Ich darf vielleicht schon hier die Frage stellen: Gilt dies nicht auch, in nur leicht veränderten Formen, von unserer Kultur? Im Altertum meinten große Denker, die Sklaverei sei eine im Menschenwesen begründete Notwendigkeit, und ihre Abschaffung undenkbar. Kann man nicht öfters in Bezug auf heutige Verhältnisse Ähnliches hören? Wenn einmal die Weber Schifflein von selbst liefen, meinte Aristoteles spottend, dann könnte man von der Abschaffung der Sklaverei reden. Schon in der alten Welt kam es auch zu furchtbaren Erhebungen der Gefnechteten. Das war damals die Form des Klassenkampfes. Die Gesellschaft erbebte in den Fundamenten, aber die römischen Legionen schlugen die ungeschulten Massen der Sklavenkrieger nieder — zu Tausenden und Tausenden ragten an den Heerstraßen die Kreuze, an denen die Auführer ihr Leben verhauchten und die Gesellschaft war gerettet! Aber ob die alte Welt nicht vor allem auch an dem Unrecht der Sklaverei untergegangen ist? — Es kam das Mittelalter. Wieder spaltete sich die Gesellschaft in zwei Klassen: die Klasse der Freien, die sich zur Herrenklasse des feudalen Adels ausbildete, und der Hörigen oder Leibeigenen, die ihm dienen mußten. Aber der hörige oder leibeigene Handwerker zog in die Stadt, umgab sie mit Wall und Mauer, tat sich mit seinesgleichen

zusammen zu Genossenschaften, Gewerkschaften (damals Gilden oder Zünfte genannt) und nahm den Kampf auf mit dem feudalen Ritter, der trozig auf seiner Burg saß und auf das neu aufgekommene Krämer- und Handwerker Volk mit ungefähr den gleichen Gefühlen herabschaute, wie heute manche bürgerlichen Schichten auf die Sozialdemokratie. Das war der neue Klassenkampf. Der neu emporgewommene Stand behauptete sich gegen den feudalen Adel, er behielt sogar im großen und ganzen den Sieg. So entstand das Bürgertum. Langsam, in jahrhundertelangen Kämpfen und Revolutionen, stieg es empor. Es wurde der Träger einer neuen Kultur: die gotische Kunst und die Reformation sind gleicherweise aus seiner Mitte hervorgegangen. Dann kam die neuere Zeit. Es kam mit ihr der Kapitalismus. Neben das patriarchalische Handwerk und vielfach an seine Stelle trat der Großkaufmann und Großunternehmer. Es begann der moderne Handel und die moderne Industrie. Das alte Zunftwesen verfiel, der Geist der Konkurrenz bemächtigte sich des Wirtschaftslebens. Konkurrenz aber ist Kampf; das Prinzip bedeutet eine Sanktionierung des Egoismus auch im wirtschaftlichen Leben. Nicht das genügende oder auch behäbige Auskommen, sondern der Profit wurde der Gott des Wirtschaftslebens; nicht als eine Angelegenheit der Gesamtheit galt es mehr, wie einstmals, sondern als eine Sache des Einzelnen. Jeder suchte zu gewinnen so viel als möglich, auf eigene Gefahr und im eigenen Interesse. Die Geldwirtschaft war da, das Geld wurde eine Macht wie nie zuvor. Die Dampfmaschine und die ganze neue Technik des Verkehrs, der Gütererzeugung, des Finanzwesens und der Geschäftsleitung trat in seinen Dienst. Den Nutzen davon hatte vor allem das Bürgertum. Es wurde endgültig zur herrschenden Klasse; die französische Revolution besiegelte bloß noch diese schon vorhandene Tatsache. Im Liberalismus gab es sich seine Weltanschauung. Es schuf für seine Zwecke die Verfassungen und die Gesetze um; rief eine ganze Kultur ins Leben, sonnte sich in seiner Aufklärung, seiner Freiheit, seiner politischen, technischen, kulturellen Herrlichkeit.

Aber diese Herrlichkeit war wieder über dunklen Grund gebaut: über eine neue Sklaverei. Die kapitalistische Kultur ruhte auf Unfreiheit, Not und Entwürdigung des Proletariats. Dieses Proletariat trat an die Stelle der Hörigen und Leibeigenen des Mittelalters und der Sklaven des Altertums. Es setzte sich hauptsächlich zusammen aus den durch den Großgrundbesitz vom Land verdrängten Bauern und den vom industriellen Großbetrieb und der Maschine aus der Werkstatt vertriebenen Zunfthandwerkern. Es hatte vor dem Leibeigenen und dem Sklaven Eins voraus: die formelle politische Freiheit. Dafür aber hatte es einen teuren Preis zu zahlen: Hunger und Elend, und war drum hinter den früheren Formen der Knechtschaft im Nachteil. Denn für den Leibeigenen und Sklaven wurde doch im allgemeinen von seinem Herrn gesorgt; er fühlte sich dazu verpflichtet. Auch war



es mit dieser neuen Freiheit nicht so weit her. Nun liefen zwar die Weberschifflein wirklich von selbst, das Wunder war geschehen; aber der Arbeiter blieb doch eine Art Sklave. Er mußte die Arbeit nehmen wo er sie bekam; er hatte ja selbst weder Arbeitswerkzeug, noch Arbeitsstätte, noch Arbeitsmaterial, aber er hatte Hunger und hatte eine Familie zu ernähren. Er mußte die Arbeit nehmen, wo und wie er sie bekam; denn der Hände, die sich darnach austreckten, waren viele. Er mußte auch seine Frau und seine Kinder in die Fabrik oder ins Bergwerk schicken, bei Tag und bei Nacht, weil sein Lohn so elend war; aber weil sie ihm damit, ohne es zu wollen, Konkurrenz machten, wurde sein eigener Lohn dafür noch elender. Zu dem materiellen kam das geistige Elend. Er hatte zu seiner Arbeit nichts zu sagen, er war „Lohnsklave“. Der Ausdruck ist durchaus nicht zu stark. Aus seinem Leben wichen Freude und Würde, und nur im rohesten Genuß suchte er Vergessen für sein Elend. Er war enterbt, entrechtet; denn das Recht war ein vom Bürgertum geschaffenes, aus seinen Ideen geflossenes, auf seine Bedürfnisse zugeschnittenes. Die materielle, intellektuelle, ästhetische, sittliche, religiöse Kultur war bürgerlich, dem Proletarier unverständlich oder verschlossen, der ganze Aufbau der Gesellschaft vom Bürgertum, der Herrenklasse bestimmt. Er war ein Proletarier, d. h. ein wurzelloser, heimatloser, um das volle Menschentum betrogener Mensch. Wer in erschütternder Anschaulichkeit erfahren will, was das bedeutet, der lese Werner Sombarts ebenso großartige als ergreifende Schilderung des Proletariats, noch lieber einige Kapitel aus dem „Kapital“ von Marx, er sehe Gerhardt Hauptmanns „Weber“, gehe — was das beste ist — zu den Quellen selbst: der Autobiographie eines Karl Fischer, eines Wenzel Holek, der „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ und anderen Dokumenten dieser Leidensgeschichte des großen Volkes, das Proletariat heißt\*). Es ist eine furchtbare Geschichte. Wenn sie einmal im Zusammenhang geschrieben wird, werden viele sie nicht glauben können. Dann wird allen klar sein, was heute nur wenige sehen: daß auch unsere heutige Kultur auf einem Fundament ruht, das von Blut und Sammer getränkt ist, in das Fluch und Greuel eingemauert sind. Wenn auch ihr Fundament wankt, so ist das die Ursache. Aber auch hier ist der Kampf gekommen und das ist nun unser heutiger Klassenkampf. Es erging an das Proletariat der Ruf zur Erhebung. Der Sozialismus, die Arbeiterbewegung kamen; das Proletariat organisierte sich politisch, gewerkschaftlich, genossenschaftlich. Es forderte politische, soziale Rechte, mehr Anteil am Gewinn der

---

\*) Sombart, „Das Proletariat“ (in der Sammlung „Die Gesellschaft“); Karl Fischer, „Erinnerungen eines Arbeiters“; Wenzel Holek, Lebensgeschichte eines deutsch-tschechischen Handarbeiters; „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ (Adelheid Popp, mit Vorwort von Bebel); dazu besonders die Sammlung von Lebenstein: „Aus der Tiefe“. — Damit ist natürlich bloß eine kleine Auswahl genannt.

Arbeit, mehr Recht an der Arbeit selbst, mehr Ruhe, mehr Freiheit, mehr Würde, mehr Teilnahme an der ganzen Kultur; es fordert völlige Gleichberechtigung mit der herrschenden Klasse, überhaupt Abschaffung aller Klassen und Klassenherrschaft und Aufrichtung einer Gesellschaftsordnung, die gegründet sei nicht auf den Profit, sondern auf das Menschentum des Menschen, nicht auf den Egoismus, sondern auf die Solidarität, nicht auf Gewalt, sondern auf Gerechtigkeit. Das Proletariat fühlt sich als die neue Klasse, die den weltgeschichtlichen Beruf hat, nicht etwa nur die alten Klassen zu besiegen, sondern überhaupt allem Klassenwesen für immer ein Ende zu machen, den Kampf zwischen den Stärkeren und Schwächeren endlich zu beseitigen und so an Stelle des Reiches der Notwendigkeit das Reich der Freiheit zu setzen. Eine völlig neue Welt erhebt sich vor ihm, eine Welt, die ähnliche Züge zeigt, wie die, welche die Propheten Israels geweissagt haben; hinter dem Kampf leuchtet das Friedensreich auf Erden auf. Der Sozialismus wird Messianismus. Diesem Ansturm des Proletariates stellt sich aber die bisher im Besitz der Herrschaft gewesene Schicht entgegen. Auch die Arbeitgeber organisieren sich; die Gesetzgebung wird vom Streit erfaßt; alle Politik orientiert sich immer mehr nach ihm; unser ganzes Leben wird direkt oder indirekt hineingezogen — kurz, wir haben den Klassenkampf der Gegenwart. Wir erkennen klar, was wir zu Beginn gesagt haben: er ist nur die Zuspizung eines Kampfes, der durch die ganze Geschichte geht; er ist nicht die Einbildung einer Partei, sondern ein in seiner Art notwendiges Ergebnis der bisherigen Entwicklung und Art der Menschheit.

Wir sehen also, der Klassenkampf ist nicht eine Theorie, sondern eine Tatsache. Keiner, der Augen hat, kann sie leugnen. Und zwar müssen wir es in dieser wohl vorwiegend aus bürgerlichen Kreisen stammenden Versammlung besonders nachdrücklich sagen, daß er nicht nur von unten her geführt wird, sondern mindestens ebenso heftig auch von oben her. Nicht nur die Arbeiterschaft führt ihn, sondern auch die Unternehmerschaft. Wir sind nur gewohnt, bloß den von unten her geführten Kampf zu sehen und nicht auch den von oben her, der doch den von unten her eigentlich erzeugt hat. Warum werden z. B. die Arbeitsausstände immer zahlreicher? Vor allem doch, weil die Wohnungs- und Lebensmittelpreise steigen. Warum aber steigen diese? Weil Landspekulation und Bauspekulation sie auf eine Weise in die Höhe treiben, die schon stark an Raub und Brandschatzung erinnert und weil auch die Bauern sich organisiert haben, die Preise der landwirtschaftlichen Produkte beständig steigern, die Gesetzgebung und die Zolltarife beeinflussen, im ganzen recht unbekümmert darum, ob die städtische Bevölkerung diese Last tragen könne. Denn auch der Bauer treibt eben Klassenkampf. Ja, ich möchte in diesem Kreise hinzufügen, daß sogar die Frauen einen solchen führen, wenn auch, wie es Frauenart entspricht, meistens in feinerer Weise. Auch die Frauen-



Bewegung ist ein Kampf, den eine Klasse führt, die sich gedrückt und verkürzt vorkommt — mit Grund! Wir leben also alle im Zeichen des Klassenkampfes, wir alle führen ihn, direkt oder indirekt; das müssen wir uns klar machen, wenn wir die Dinge sehen wollen, wie sie sind.

Auf diese Tatsache des Klassenkampfes hat sich nun freilich im besonderen die Sozialdemokratie eine Theorie gemacht. Sie betont diese unleugbare Tatsache des Klassenkampfes, die man früher zu wenig beachtet hatte und betont sie nun wohl zu stark. Sie betrachtet es als eine Notwendigkeit, daß das Proletariat einen Klassenkampf führe, um die gegenwärtige Ordnung der Dinge zu stürzen. Sie fordert darum, daß es klassenbewußt werde, d. h. daß es die Lage seiner Klasse, die Ursachen ihrer Not, aber auch die Wege zu ihrer Erlösung sich klar mache und daß es darnach handle, d. h. vor allem sich organisiere, daß jeder Proletarier im andern über die ganze Welt hin, ohne Unterschied der Nation und Religion, einen Genossen sehe und im Kapitalisten einen Gegner. So allein werde es Rettung und Sieg gewinnen. Denn es müsse sich selbst helfen, andere hülfe ihm nicht, weder Gott noch Menschen. Die Befreiung der Arbeiterklasse könne nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein. Es solle sich dabei nicht durch allerlei sogenannte ideale Vor Spiegelungen von Seiten des Patriotismus, der Moral und Religion beirren lassen. Patriotismus, Moral und Religion stünden doch bloß im Dienst der Machtstellung der herrschenden Klassen, seien nur deren sogenannte ideologische Widerspiegelung. Auf die materielle Grundlage komme es an. In ihren Besitz müsse das Proletariat sich setzen; auf sie erst könne es dann eine höhere, wahrhaft menschliche Kultur bauen. Alles sei für die Lösung dieser Aufgabe bereit gelegt. Der Kapitalismus habe durch die Auflösung des Handwerkes und Schaffung des Großbetriebes der Arbeit eine genossenschaftliche Form gegeben; aber diese sei im Dienst der Ausbeutung gestanden: eine verhältnismäßig kleine Klasse von Bevorzugten habe ihre Vorteile genossen und den Massen nur Elend und Sklaverei übrig gelassen. Freilich habe sich diese Wirtschaftsordnung auch in sich selbst zersetzt und müsse in absehbarer Zeit zusammenbrechen. Ihr Erbe sei der Sozialismus. Er müsse zu der genossenschaftlichen Form der Arbeit den genossenschaftlichen Zweck fügen, d. h. alle Arbeit zu einem Dienst an der Gemeinschaft machen. So werde endlich der Mensch Herr der Arbeit, die Arbeit aber die Grundlage aller Kultur und damit überhaupt die Bahn frei für das Reich des Menschen, für eine wahrhaft menschliche Sittlichkeit. Diesen Zustand herbeizuführen, diese Aufgabe zu erkennen und entschlossen anzufassen, das sei die weltgeschichtliche Rolle des Proletariates, das sein Kampf, sein Klassenkampf.

Das ist, in ganz kurzen Zügen dargestellt, die sozialdemokratische Klassenkampflehre. Ich kann hier ihre Richtigkeit nicht eingehend prüfen. Mit Einseitigkeit ist sie jedenfalls behaftet. Sie unterschätzt ganz gewiß den Einfluß von idealen Kräften auf die geschichtliche Ent-

wicklung. Aber das ist jedenfalls zu sagen, daß diese Lehre von bürgerlicher Seite meistens nicht verstanden wird. Man meint, sie sei eine bloße Aufforderung zum Klassenhaß. Das ist sie aber, grundsätzlich betrachtet, gar nicht. Sie fordert zum Kampf auf, zum Kampf gegen den Kapitalismus, aber Kampf muß noch nicht unbedingt Haß sein. Sie ermahnt sogar ihre Anhänger ausdrücklich, nicht den einzelnen Kapitalisten als solchen zu bekämpfen, sondern bloß das System des Kapitalismus. Der einzelne Kapitalist sei daran nicht schuld und als Privatmann nicht besser und nicht schlechter als der Sozialist. — Man meint ferner, die Sozialdemokratie betrachte den Klassenkampf gleichsam als einen idealen Zustand. Aber das Gegenteil ist richtig. Er ist auch ihr ein Uebel, sogar der Uebel größtes; sie will ihn um jeden Preis beseitigen und das Mittel dazu ist ihr eben der Klassenkampf des Proletariats. Aber das soll denn auch der letzte aller Klassenkämpfe sein, weil er alle Klassenherrschaft und damit natürlich auch allen Klassenkampf beseitigen will. Man mag das Mittel für falsch halten, aber man muß die Theorie so verstehen, wie sie gemeint ist. — Damit ist auch ein drittes Mißverständnis beseitigt: Es ist nicht so, wie man etwa meint, daß das Ziel die Aufrichtung einer neuen Klassenherrschaft sei, nämlich der des Proletariats, sondern das Ziel soll die Freiheit Aller sein, die Aufhebung jeden Krieges, auch des zwischen den Völkern, das Reich des Friedens und der Tag des Menschen.

Das ist der Sinn der Lehre. Daß die Praxis sich meistens nicht auf dieser Höhe hält, muß natürlich zugestanden werden. Aus dem Klassenkampf wird Klassenhaß, aus dem Mittel ein Selbstzweck; aus dem Gegensatz von Prinzipien einer von Personen und aus einem allgemein menschlichen Ideal ein bloßes Klassenideal, das sogar eine neue Klassenmoral erzeugt. Aber geht das nicht andern Bestrebungen auch so, auch die idealsten nicht ausgenommen? Oder stimmt etwa die christliche Praxis mit der Bergpredigt überein? Ist es im besonderen zum Verwundern, wenn im Kampfe sich Zorn und Haß entwickeln? Hat nicht ein gesunder Zorn manchmal auch ein gewisses Recht? Wenn wir Proletarier wären und zu Weihnachten an den glänzenden Schaufenstern mit all ihrem Luxus vorübergingen, während unsere lieben Kleinen daheim hungerten und fröhen und unsere arme Frau sich abhärmte und abmühte in hoffnungslosem Kampfe mit dem Elend; wenn wir von Fabrik zu Fabrik wanderten, um Arbeit zu suchen und überall höhnisch abgewiesen würden, — weil die schwarze Liste wie ein Gespenst vor uns herging — wie dann — sind wir sicher, daß uns nicht auch die Zornader schwellte und wir die Faust aufhoben gegen eine solche Gesellschaftsordnung und ihre Vertreter?

Und dürfen wir behaupten, diese Klassenkampflehre habe völlig Unrecht? Wir haben gesehen, wie die Geschichte sie zum guten Teil bestätigt. Ist es nicht wahr, daß die Arbeiterklasse sich selbst

helfen mußte? Wer hat ihr denn sonst geholfen? Ist es nicht wahr, daß sie kämpfen mußte? Was hätte man ihr gegeben ohne Kampf? Ausnahmen bestätigen die Regel. Muß nicht auch jetzt um die kleinsten Fortschritte mühsam gerungen werden? Und wenn da und dort etwas scheinbar freiwillig gegeben wird — geschähe es wohl, wenn nicht eine starke Arbeiterbewegung da wäre? Ist es nicht wahr, daß der Proletarier eine helle Erkenntnis seiner Lage bekommen, also klassenbewußt werden muß? Wo eine Klasse sich aufringt, muß sie sich doch ihres Zustandes und ihres Weges bewußt werden. Das können heute vielleicht am besten die Frauen verstehen. Denn auch sie fühlen sich als eine Art Proletarier; auch sie fordern die Frau auf, sich klar zu werden über ihre Not und ihre Hilfe, d. h. klassenbewußt zu werden. Und ist es nicht die richtige Konsequenz dieser Einsicht in seine Lage, daß der Arbeiter sich organisieren muß? Was wäre er als Vereinzelter? Ist es nicht richtig, daß er es auf internationaler Grundlage tun muß? Bekanntlich ist auch der Kapitalist international organisiert. Ist nicht wirklich jeder Proletarier in der ganzen Welt dem Proletarier näher als der Kapitalist im eigenen Lande, von dem ihn geistig und sozial eine ganze Welt trennt? War nicht auch der Grieche, der der urchristlichen Gemeinde in Ephesus angehörte, dem Christen in Rom oder Jerusalem näher, als seinen griechischen Stammesgenossen? Ist es nicht wahr, daß unser Staat sehr stark auf die Bedürfnisse der bürgerlichen Klasse zugeschnitten ist, daß unsere Moral bürgerliche Farbe trägt, auf bürgerliche Verhältnisse zugeschnitten ist; daß dies sogar von unserem Christentum gilt; daß unsere Rechtsprechung den Anschauungen und Bedürfnissen des Arbeiters gar oft nicht gerecht wird und für ihn Unrecht bedeutet? Ist es nicht wahr, daß Klassengeist vielfach unsere Parlamente beherrscht, auch wenn sie's oft selbst nicht wissen? Ist nicht unser ganzes Zusammenleben durch Klassengegensätze beherrscht, besonders durch den Unterschied von Reich und Arm, also durch das Geld? Ist nicht in uns Allen noch der Geist der Gewalt obenauf? Ist das Menschentum nicht bis in alle Höhen und Tiefen noch durch Fremdheit und Neid zerrissen? Sollten Sie diese Tatsachen noch bezweifeln, dann versuchen Sie einmal, eine Zeitlang die Welt mit dem Auge des Proletariers zu sehen und Sie werden sicher auch erkennen, daß sie wahr sind. Darum sage ich: schelten Sie nicht die Lehre vom Klassenkampf, die zum großen Teil einfach Tatsachen und Notwendigkeiten beschreibt, sondern schelten Sie die Zustände, die die Klassenkampflehre, wie den Klassenkampf selbst hervorgerufen haben und immer von neuem hervorrufen.

Als eine solche unleugbare, klar umschriebene Wirklichkeit steht der Klassenkampf vor uns. Als solche muß er beurteilt werden. Wir können auch sagen: so steht unsere Gesellschaft, steht unsere Kultur vor uns, als eine von Klassengeist zerrissene und



verstörte, vom Prinzip des Egoismus und der Gewalt überschattete.

Und nun, verehrte Anwesende, erhebt sich die Frage: Wie kann dieser Zustand geändert werden? Wie können wir vom Kampf zum Frieden gelangen? — Die Frage ist verwickelt. Ich kann nicht sofort eine einfache Antwort geben, sondern muß Sie bitten, mir auf einem Umweg folgen zu wollen. Am Ende, hoffe ich, wird dann freilich das Einfache stehen.

Es ist ein Krieg, um den es sich handelt, ein Kriegszustand. Lassen Sie uns zunächst die Analogie zwischen Klassenkampf und blutigem Völkerkrieg festhalten. Wie versucht man den blutigen Krieg zu beseitigen? Man versucht es oft durch das, was ich die Friedenspredigt nennen möchte. Ich verstehe darunter den Appell an Herz und Gewissen der Menschen, die Aufrichtung eines höheren Ideals vor ihren Augen. Niemand von uns wird diese Art von Friedensbestrebungen verachten. Sie dienen jedenfalls dazu, die Gefinnungen der Menschen zu beeinflussen und damit die Wege zum praktischen Ziel zu bahnen. Freilich werden wir auch zugestehen, daß ihre Erfolge nicht groß sind, vielleicht deswegen, weil sie zu wenig klar der Wirklichkeit ins Auge sehen. Ähnlich geht es vielfach der sozialen Friedenspredigt. Es gibt eine Menge von Menschen, denen der Klassenkampf ein ähnliches Gefühl des Abscheus einflößt, wie der blutige Krieg. Sie mögen das Wort „Kampf“ nicht hören und rufen: „Frieden, Frieden!“ Sie begreifen nicht, warum man sich nicht verständigen könnte, statt sich zu bekriegen. Sie meinen, es seien mehr Mißverständnisse als wirkliche Tatsachen, die die beiden Lager trennten. Man müßte einsehen, sagen sie, daß zwischen Arbeiter und Unternehmer nicht ein natürlicher Gegensatz, sondern eine natürliche Harmonie bestehe, daß sie also nicht Gegner seien, sondern Freunde. Sie sollten sich also mit einander verständigen. Freilich sei das nicht möglich, ohne daß jede Partei in einigen Punkten nachgebe — aber sollte das zu viel verlangt sein? Sollte es nicht besonders auf dem Boden der schweizerischen Demokratie möglich sein, wo doch das Volk sich selbst regiere und von seiner Unterdrückung und Ausbeutung durch eine herrschende Klasse also nicht geredet werden könne? Sollte nicht an Stelle des Schlagworts vom Klassenkampf das von der Solidarität aller Volksgenossen treten und sollten wir denn nicht das Problem auf unserem nationalen Boden lösen können, ohne uns durch ausländische Einflüsse beirren zu lassen?

Diese Gedanken stellen die Meinung vieler edlen und wohlwollenden Menschen dar. Sie klingen so einfach, so selbstverständlich — und doch, verehrte Versammlung, halte ich sie für falsch. Denn sie verkennen nach meiner Ansicht die Wirklichkeit. Ich will nur in Kürze die Meinung widerlegen, als ob wir das soziale Problem ausschließlich auf schweizerischem Boden lösen könnten. Sie verkennt einmal die von uns schon angeführte Tatsache, daß die sozialen

Verhältnisse bei uns wesentlich die gleichen sind wie anderswo und daher wohl auch ähnlich behandelt werden müssen. Sie erkennt ferner den engen Zusammenhang, in dem heute, im Zeitalter des Weltverkehrs und der Weltwirtschaft, die Verhältnisse der verschiedenen Länder stehen. Wir könnten z. B. bei uns nicht wohl den Neun- oder Achtstundentag in einer großen Industrie einführen, wenn die Nachbarländer noch den Elbstundentag hätten. Die Arbeiterbestrebungen müssen international sein, weil sonst jeder Streik der Arbeiter des einen Landes durch solche aus dem andern gebrochen werden könnte. Nicht durch menschliche Macht, sondern durch die geschichtliche Entwicklung sind nun einmal die Völker so innig verbunden worden, daß keines sein Leben ohne Rücksicht auf die andern führen kann, und wir werden zugeben, daß darin doch auch etwas verheißungsvolles, vor allem eine Friedensverheißung liegt. Daß wir eine Demokratie sind, hat in dieser Sache nicht viel zu bedeuten. Auch in der Demokratie kann die Macht in der Hand einer herrschenden Klasse liegen, so daß eine andere sich mühsam gegen sie durchkämpfen muß. Tatsächlich sind wir denn auch, wie nachgerade jedes Kind weiß, in unserer schweizerischen Demokratie in Bezug auf soziale Reformen, wie in Bezug auf soziales Denken, dem monarchischen Europa um uns herum nicht vorausgekommen, sondern im Gegenteil hinter einigen Ländern zurückgeblieben. \*) Die politische Demokratie ist noch keine soziale und mit formellen politischen Rechten ist ökonomische Unfreiheit und soziale Not sehr wohl vereinbar. Das gleiche ist von dem Stichwort von der Solidarität aller Volksgenossen zu sagen. Es bezeichnet ein schönes Ziel, gewiß, aber die Frage ist, wie es erreicht werden soll. Nur die Ausgabe des Stichwortes tut es nicht. Zunächst sind die Interessen der Volksgenossen nicht solidarisch, sondern vielfach das Gegenteil. Wie sind sie solidarisch zu gestalten? Das ist eben die große Frage. Jede Partei gibt ihre Methode als den richtigen Weg dazu aus, vor allem aber behauptet die Sozialdemokratie, sie kenne den einzigen Weg, der zum Ziele führe und das sei der Sozialismus. Er verwirkliche eben die Solidarität aller Volksgenossen. Ihn durchzusetzen führe sie den Klassenkampf. Dies lassen die andern nicht gelten und so entbrennt gerade darüber der Streit, wie die Solidarität der Volksgenossen herzustellen sei. Also bezeichnet dieses Wort ein Problem, nicht eine Lösung, ein Ziel, nicht einen Weg.

Vor allem aber vergißt die Friedenspredigt eine wichtige Wahrheit: sie vergißt, daß in den großen geschichtlichen Kämpfen keineswegs immer beide Gegner gleich viel Recht haben. Es kann sehr wohl sein, daß nur der Eine das Recht auf seiner Seite hat, zum mindesten für eine bestimmte geschichtliche Epoche. Sie vergißt, daß neue Bewegungen dieses Bewußt-

\*) Durch die Annahme des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes ist diese Rückständigkeit einigermaßen aufgehoben worden.

X C 210 8 3 - 20/1, 2/1  
K 210 11, 1 - 10 22 21/1



sein ihres heiligen und einzigen Rechtes einfach nötig haben, wenn sie ihre Mission erfüllen sollen. Es ginge wohl gegen die Absicht der Macht, die die Geschichte leitet, wenn man ihnen zumuten wollte, etwas von ihren Prinzipien abzulassen. Oder wäre es wohl richtig gewesen, dem jungen Christentum einzureden, es solle mit dem Judentum und Heidentum, oder dem jungen Protestantismus, er solle mit der katholischen Kirche einen Vergleich schließen? Alles kam im Gegenteil darauf an, daß sie ihr Prinzip rein erhielten; der Vergleich kam später von selbst und früh genug. So ist es wohl auch notwendig, daß der heutige Sozialismus, der Glaube des Proletariats, seinen Standpunkt einseitig vertrete, sein Recht kraftvoll behaupte; so allein erfüllt er die weltgeschichtliche Mission, die wohl niemand unter uns ihm absprechen wird. Später mag dann vielleicht der Vergleich mit den älteren Auffassungen am Platze sein. Geschichtliche Mächte müssen mit einander kämpfen. Im Kampf gelangen sie dann vielleicht auf eine höhere Stufe und sehen ein, daß auch der Gegner ein Recht auf seiner Seite hat. Es gibt ja gewiß einen Standpunkt, der über dem bisherigen Gegensatz von Christentum und Heidentum, Katholizismus und Protestantismus steht; aber er konnte und kann nur durch die Auseinandersetzung zwischen den Gegnern erreicht werden. Nicht die Friedenspredigt, sondern der Kampf ist sehr oft der Weg zum Frieden. Rechten Frieden gibt es aber nur da, wo das Rechte eingesehen und getan wird; alles andere ist fauler Friede. Gerechtigkeit ist der Weg zum Frieden. Also soll nicht das Wort „Friede“ zuerst, zu rasch gerufen werden, sondern das Wort „Gerechtigkeit“ — und das um des Friedens willen! Wenn aber um Gerechtigkeit gekämpft werden muß, so soll eben gekämpft werden; das ist noch immer ein guter, ein heiliger Kampf gewesen.

So soll eben gekämpft werden! — Wie? — ist das wirklich das höchste Wort der sittlichen Forderung? Gibt es nicht ein höheres Wort als das vom Kampfe, nämlich das von der Liebe? Und ist nicht das das höchste Wort aller sogenannten humanen Ethik und zugleich der Ethik des Christentums, zum mindesten des Evangeliums? Steht für die Gesinnung der Bergpredigt nicht das Dulden über dem Sich-zur-Wehr-Setzen? Sollte nach der Weisung Jesu Frieden und Heil für die Menschen nicht auf eine andere Weise kommen als durch den Klassenkampf? Müßten sie nicht kommen von innen her, statt von außen her, durch den Geist der Bruderschaft und der Selbstverleugnung, statt durch Gesetz und Zwang? Kann ein Christ also ein Klassenkämpfer sein? Muß er nicht einen höheren Weg gehen? Wäre also nicht das rechtverstandene Christentum der einzige Weg zur Beseitigung des Klassenkampfes und müßte nicht die Aufgabe sein, zunächst Christen zu bilden, um damit der Welt den Frieden zu geben, zuerst neue Menschen zu schaffen, damit die Verhältnisse neu würden?

Damit ist das in der letzten Zeit viel verhandelte Problem des Verhältnisses von Christentum und Klassenkampf aufgerollt. Ich kann

es nicht als ein Besonderes ausführlich behandeln, hoffe jedoch, seine Lösung in der allgemeinen mitzugeben.

Ich möchte zuerst bezweifeln, ob ein Christ unter keinen Umständen kämpfen darf. Er darf vielleicht nicht für sich selbst kämpfen, — vielleicht! — aber er darf, er muß doch kämpfen für Andere. Er darf, er muß kämpfen gegen Not und Unrecht, Unwahrheit — wehe ihm, wenn er's nicht täte! In diesem Kampfe mag freilich das Dulden die Hauptrolle spielen, aber kämpfen ist eben oft auch dulden, sogar die schwierigste und schmerzlichste Form des Duldens. Auch das Angreifen schließt oft ein Leiden in sich für den Angreifer selbst, ja es ist oft das schwerste Leiden, das man aber doch um der Wahrheit und der Liebe willen auf sich nimmt. Man kann ohne Haß kämpfen, aus Liebe kämpfen, ja, der Kampf aus Liebe kann der heißeste Kampf sein. Ist nicht Jesus selbst ein solcher Kämpfer gewesen? Wollen wir einem Pestalozzi oder einer Josephine Butler die Jüngerschaft Christi absprechen? Aber man könnte einwenden: „Diese kämpften für die Seelen der Menschen, nicht für die Verbesserung der rein materiellen Verhältnisse.“ Ich stelle aber die Gegenfrage: Muß man nicht oft die materiellen Verhältnisse bessern, um die Seelen der Menschen zu retten? „Aber ist es nicht besser, zuerst neue Menschen zu schaffen und dann neue Verhältnisse?“ Ich stelle wieder die Gegenfrage: Wer heißt uns, diese beiden Dinge überhaupt von einander trennen? Gewiß müssen die Menschen neu werden und gewiß ist das die Hauptsache, aber diese Einsicht entbindet uns nicht von der Pflicht, die materiellen Verhältnisse zu bessern wo es nötig ist. Wenn ich zu einem armen Menschen gehe, der krank ist und Hunger hat und weiß, daß er sittlich nicht ist, wie er sein sollte, sage ich ihm wohl: „Du mußt zuerst ein neuer Mensch werden, dann stille ich dir den Hunger, falls du ihn dann nicht selber stillen kannst?“ Werde ich ihm nicht Nahrung verschaffen und hoffen, daß dies mir vorarbeite, wenn ich ihm später vielleicht ein ernstes Wort sagen müsse?

Ich warne vor einem sophistischen Christentum, das mit ein paar falsch angewendeten, innerlich und ideal klingenden Redensarten sich selbst über die einfachsten Wahrheiten hinwegtäuscht und sein eigenes wahres Gefühl betrügt. Aber freilich gebe ich zu, daß das Christentum, das recht verstandene und recht geübte, die beste, die einzig genügende Lösung des sozialen Problems wäre. Ja gewiß: wenn wir rechte Christen wären, gäbe es kein soziales Problem, keinen Klassenkampf. Das ist eigentlich ganz klar.

„Nun denn,“ fragen Sie vielleicht, „wo liegt denn noch die Schwierigkeit?“

Verehrte Versammlung! Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir keine wirklichen Christen sind; sie liegt darin, daß unser Christentum vor dem sozialen Problem zunächst Fiasco gemacht hat. Es hat nicht geholfen; darum mußte das Proletariat sich selbst

helfen. Es ist als offizielles und organisiertes sogar meistens gegen dieses gestanden auf Seite des Besitzes, oft genug des blutigen Unrechts; darum will das Proletariat in seiner Masse nichts mehr von ihm wissen. Daß in der sozialen Bewegung doch der Geist Christi wirkt und ohne ihn auch der Sozialismus nichts Nennenswertes ausgerichtet hätte, können diese Massen nicht wissen; sie sehen bloß auf die äußere Gestalt unseres christlich-kirchlichen Wesens. Darum hat es keinen Wert und keinen Sinn, den Kämpfern zuzurufen: „Haltet ein — wenn wir rechte Christen wären, gäbe es keinen Klassenkampf.“ Sie können uns mit Recht antworten: „Ja, wo ist denn euer Christentum? Sollen wir warten, bis es da ist? Das könnte vielleicht lange gehen“ — und wir können ihnen diese Antwort nicht übel nehmen. Ja, mich dünkt, es wäre geradezu unchristlich, wäre grausam, diesem Proletariat, das sich vielfach noch aus der größten Not herausarbeiten muß, das unter der Last materieller Sorge kaum die Elemente menschlicher Sittlichkeit mühsam bewahren kann und freilich in ihrer Bewahrung oft einen bewundernswerten Adel der Menschen-natur beweist, eine Feinheit und Erhabenheit des sittlichen Standpunktes zuzumuten, die von uns selbst unter Zehntausenden kaum Einer besitzt. Ihnen muß — grundsätzlich gesprochen — zuerst geholfen werden, auch materiell und sozial geholfen und dann wollen wir weiter reden.

Was ist denn zu tun? — Ich meine folgendes: Es muß zunächst Gerechtigkeit geschaffen werden. Dazu gehört ohne Zweifel, daß das Proletariat sein Recht bekommt. Es hat ein göttliches Recht. Es hat das Recht auf seinen Aufstieg zu vollem Anteil an den höchsten Gütern der Kultur, zu einem Tag völliger Freiheit und Menschlichkeit. Wie wir auch über die Zukunftsmöglichkeiten, über den Sozialismus, den Marxismus, die Sozialdemokratie denken mögen, so kann doch niemand von uns bestreiten, daß das Proletariat das Recht hat, den Weg zu gehen, den die andern Klassen vor ihm gegangen sind. Dieses Recht muß ihm gegeben werden von unserer Gesellschaft, unserm Staat, unserer Kirche. Unsere Politiker, Unternehmer, Kirchenleute müssen bald zu dieser Einsicht gelangen und sie in die Tat umsetzen. Aufhören muß Klassenunrecht, Klassenjustiz, Klassenmoral, Klassenreligion, aufhören schreiende Not neben Ueberfluß; aufhören der Unterschied von Herren und Knechten, sonst wird eines Tages über unsere Kultur die Katastrophe kommen, die über die antike gekommen ist.

Um diese Gerechtigkeit muß aber vorläufig gekämpft werden. Das ist kein idealer, kein christlicher Zustand, aber es ist eine Notwendigkeit. Und wir wollen sie doch nicht gar zu sehr beklagen. Auch der Kampf hat seine wertvolle Rolle in der Weltordnung. Das leugnet auch nicht, wer der Meinung ist, daß bestimmte Formen des Kampfes, z. B. der blutige Völkerkrieg und die heutige Art von wirtschaftlicher Konkurrenz kein sittliches Recht mehr haben. Gerade



der Klassenkampf hat schon viel Gutes gewirkt. Er hat die Arbeiterschaft aufgeweckt, ihr neue Hoffnung gegeben, ihr Selbstbewußtsein gestärkt; er hat sie über dumpfen Egoismus zum Bewußtsein der Solidarität mit den Klassengenossen emporgehoben; er hat sie aus stumpfmachendem Elend und rohem Genuß herausgeführt zu einem höheren Lebensideal, ihr Disziplin beigebracht, sie zum Denken und zum Handeln erzogen. Trotz allem Wüsten und Rohen, das die Bewegung gebracht hat, das insbesondere die Parole des Klassenkampfes zeitigt, müssen doch alle, die es beurteilen können, zugestehen: der Arbeiter ist heute im Durchschnitt ein anderer, und zwar ein besserer Mann, als vor zwanzig oder vierzig Jahren; er ist unbequemer, gewiß, aber aufrechter, solider, geweckter. Das Gleiche gilt von der bürgerlichen Welt. Der Kampf hat sie herausgerissen aus Materialismus, Genußsucht, Oberflächlichkeit, aus viel schlappem und eitlen Wesen und tut fortwährend an ihr die Wirkung eines Stahlbades.

Wir müssen also, so wie die Dinge liegen, diesen Kampf segnen, so schwer er ist. Wenn durch ihn auch die bösen Geister entfesselt werden, so müssen wir uns sagen, daß noch jeder Kampf, auch der idealste, das getan hat. Und diesen Kampf nun darf, ja muß auch ein Christ mitmachen. Er muß irgendwie mit anfassen, er darf nicht müßig zuschauen. Der Kampf um Gerechtigkeit ist gerade die eigentliche Aufgabe des Christen. Freilich sollte er gerade als Kämpfer zeigen, daß er ein Christ ist. Er sollte kämpfen ohne Haß, außer dem Haß gegen das Unrecht. Er sollte sich Mühe geben, auch den Gegner zu verstehen; sollte seine Hände rein halten; sollte über allen Staub und Schmutz und alle Kleinlichkeit des Alltagsstreites, die kein Kämpfer vermeiden darf, den Blick immer wieder erheben zu jenen letzten höchsten Zielen, die still und rein zu den Kampfesfeldern der Gegenwart hinübergrüßen von einer höheren Ordnung der Dinge her. Solche Menschen müssen immer zahlreicher hinein in den Kampf: reine gütige Menschen, Menschen mit großen Gedanken, Menschen die ihr Leben an hohe Ziele setzen, die hoffen können auch gegen die Hoffnung, und ihr Selbst zum Opfer bringen. Sie sind die Friedebringer des Evangeliums.\*)

Das ist unser erstes Wort. Der Kampf muß sein, so wie die Dinge liegen, aber wir müssen tun, was wir können, daß er in hohem Sinne geführt werde. Versittlichung des Klassenkampfes, oder Verchristlichung, wenn wir dieses Wort in einem großen Sinn verstehen wollen, das ist die erste Parole.

Die zweite aber heißt freilich: Aufhebung des Kampfes selbst. Das ist das höhere Ziel, das wir nun kräftig proklamieren. Ueber dem Kampf steigt das Friedensziel auf. Wie soll es erstrebt werden?

---

\*) Ueber die Frage, wie Christentum und Gewaltanwendung sich zu einander verhalten, gedenke ich ein andermal noch besonders zu reden und dabei das hier behandelte Problem noch weiter zu verfolgen.

Erinnern wir uns nun dessen, was wir über Wesen und Entstehung des Klassenkampfes gesagt haben. Er war uns eine Aeußerung des Prinzips des Egoismus und der Gewalt, das die ganze bisherige Menschengeschichte und noch jetzt unser ganzes gegenwärtiges Menschenwesen beschatte. Weil wir so egoistisch sind, weil die Gewalt eine größere Rolle unter uns spielt als die Liebe, darum haben wir den Klassenkampf, darum ist er eine natürliche, selbstverständliche Sache. Und wie kann er nun von der Wurzel aus beseitigt werden? Offenbar nur dadurch, daß an Stelle von Gewalt und Egoismus Güte und Menschlichkeit treten. Darum sagen nun auch wir, nachdem wir uns vor jedem Mißverständnis geschützt haben: was wir am meisten nötig haben, wenn der Klassenkampf aufhören soll, ist ein neuer Geist. Denn wir müssen uns sagen: auch wenn eine völlig neue Ordnung der ökonomischen Dinge im Sinne des Sozialismus durchgeführt wäre, dann wäre Klassengeist und Klassenherrschaft damit noch keineswegs sicher beseitigt. Aus der alten Wurzel, dem Geiste des Egoismus und der Gewalt, wüchsen sie in neuen Formen über Nacht wieder auf. Wenn die neue Welt nicht nur kommen, sondern auch bleiben soll, so ist ein neues Geschlecht von Menschen nötig, das ein neues Herz hat und einen neuen Sinn, Menschen, die an Arbeit, die Dienst des Nächsten ist, Freude haben, Menschen, denen Gewalt und Roheit ein Greuel ist, reinere, freiere, königlichere Menschen. Der Geist, aus dem die jetzigen Ordnungen mit ihren Problemen und Nöten erwachsen sind, die ganze falsche Orientierung des Lebens, muß aufhören; dann allein ist es endgültig besser geworden und ein neuer voller Tag des Gottes- und Menschenreiches auf Erden aufgeleuchtet.

Hier enthüllt sich, wie mir scheint, der letzte Sinn des Klassenkampfes und der sozialen Bewegung überhaupt: Es handelt sich darin nicht bloß um ökonomische Dinge. Bei diesen setzt die Bewegung ein; aber sie weist auf geistige Ziele hin. Es handelt sich auch nicht nur um die Angelegenheit einer einzigen Klasse, sondern um eine umfassende Lebensbewegung der Menschheit. Das Materielle ist nur das Symbol des Geistigen; das Klassenmäßige führt zum Menschlichen; der Kampf weist auf den Frieden hin. Der tiefere Sinn und die eigentliche Meinung des Klassenkampfes wie der sozialen Bewegung überhaupt ist eine allgemeine geistige Vorwärtsbewegung der Menschheit, ein Aufleuchten hoher, neuer und doch uralter Ziele. Aus Kampf und Gärung soll ein edleres Menschenwesen werden. Wir sollen eine höhere Moral bekommen, eine Moral, die nicht am Geld, sondern am Geist orientiert ist und den Menschen im Auge hat, statt der bloßen Sache. Wir sollen einen neuen Patriotismus bekommen, einen Patriotismus, der nicht in nationalem Dünkel und nationaler Abschließung besteht, sondern sich der Eigenart des eigenen Volkes um so lieber freut, als er seine



Zugehörigkeit zur ganzen großen Völkerfamilie betont; der nicht in Festbegeisterung und Festphrasen, sondern in der Willigkeit zum Dienst am eigenen Volke seine Größe sucht. Wir bedürfen eines neuen Christentums, ich meine eines Christentums, das sich aus seinem ursprünglichen Geiste heraus erneuert hat. Daß darin letztlich unsere Hilfe liegt, ist freilich meine Ueberzeugung. Wenn es einmal recht erwacht ist, dann hat das Ende alles Klassenkampfes begonnen. Gerade der soziale Kampf mit seiner Not und Verheißung wird es aufwecken, wie er es zum Teil schon jetzt aufgeweckt hat. Das ungeheure Erdbeben, das die Menschenwelt erschüttert, wird die tiefste Quelle des Heils, die halbvergessene, wieder ans Licht bringen.

In Ihm, den das Christentum aller Kirchen und Denkweisen seinen Herrn nennt, ist ja diese neue Menschheit erschienen, nach der wir ausschauen, diese freudig dienende und doch königlich freie Menschheit, in ihm das Reich, darin Haß, Streit und Gewalt, Mammonsherrschaft, Klassengeist und Sklaverei untergegangen sind und in Gerechtigkeit, Bruderschaft und Frieden sich göttliches Menschentum enthüllt. Durch das reinste und größte Opfer hat er dieses neue Reich, das Christusreich, der Welt auf eine Weise anschaulich gemacht, daß sie es nicht mehr vergessen kann. Er hat das Reich der Gewalt innerlich besiegt, besiegt es stets von neuem! Er schaut mit seinem Heilandsauge in diese zerrissene, aus tausend Wunden blutende, von Torheit und Egoismus verströnte Welt hinein und sucht Menschen, die seine Wahrheit vertreten; er schreitet selbst durch diese Welt und wirbt in allen Herzen für seine Welt!

An jedem Einzelnen von uns, mag er religiös oder sozial so oder so stehen, tritt darum aus dem Ernst der Situation die Frage entgegen: „Was soll ich tun?“ Die Antwort muß jeder sich selbst geben, aus seinem Herzen und Gewissen heraus. Denn sie wird je nach der inneren und äußeren Lage, in der sich die Einzelnen befinden, die verschiedensten Formen annehmen. Die Einen werden dem Neuen, das uns werden soll, am besten zu dienen glauben, wenn sie in die Reihen der sozialistischen Arbeiterschaft treten. Sie brauchen dadurch noch nicht engherzige und fanatische Parteimenschen zu werden. Sie sagen sich, daß es der beste Weg zum Frieden sei, wenn der Aufstieg des Proletariates beschleunigt werde und daß man oft dem Ganzen am besten diene, wenn man einem einzelnen Teile recht diene. Sie werden die Sache des Proletariats in dem reinen und hohen Sinn vertreten, den wir allen Kämpfern in diesem Streite wünschen müssen. Sie werden diese Aufgabe nicht lösen können, ohne zu leiden. Andere werden es vielleicht für richtiger halten, im bürgerlichen Lager zu bleiben, dem sie durch Geburt und Lebensstellung angehören und dort für das Neue zu wirken. Sie werden dort für die Sache der Arbeiterschaft eintreten, soweit sie ihnen gut erscheint, werden Verständnis schaffen, weiteren Horizont und weiteres Herz. Auch sie werden es nur unter Leiden tun können. Aber sie sagen sich, daß es gut sei,

wenn in jedem der beiden Lager sich Menschen befänden, die die im anderen Lager verstünden und sich darnach sehnten, mit ihnen wieder zusammenzukommen. Dann gibt es wieder solche unter uns, die nicht genötigt sind, direkt im ökonomischen Kampfe Stellung zu nehmen und die sich dazu auch nicht berufen fühlen. In dieser Lage befinden sich besonders viele Frauen. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in den allgemein menschlichen Dingen Brücken zu schlagen über die Klüfte, die Mensch und Mensch trennen und so auf mehr geistig-sittliche Weise an den Grundlagen eines neuen Menschenwesens zu arbeiten. Dazu sind ja gerade die Frauen in erster Linie berufen.

Im übrigen braucht niemand zu meinen, daß seine Existenz zu bescheiden sei, als daß er etwas Wesentliches zu der Lösung unseres großen Problems und zur Herbeiführung einer besseren Menschen-zukunft beitragen könne. Unsere Welt ist noch so voll vom Geist der Gewalt und des Egoismus, daß es an allen Ecken und Enden das Alte abzutragen und zu beseitigen gilt — vor allem auch in uns selbst und in unserer eigenen Existenz — daß jeder, der von dem Höhern ergriffen ist, genug zu arbeiten und zu kämpfen bekommt. Auch diese kleine Arbeit zahlloser „Stillen im Lande“ ist nötig, vor allem nötig! Es müssen in allen Verhältnissen, müssen allerorten Menschen sein, die von einem neuen Geist erfüllt sind, die — vielleicht in großer Einsamkeit — das Bessere schaffen und wenn sie das nicht vermögen, weil sie nicht aufkommen gegen die Uebermacht der Verhältnisse, doch die Hoffnung auf das Bessere, den Glauben an das neue Reich festhalten. Durch solche Menschen werden gleichsam die alten Ordnungen von innen her zerstört. Solches Glauben und Hoffen schafft gleichsam die unterirdischen Quellen, die das neue Leben nähren und die eines Tages zu Bächen, Flüssen, Strömen werden können. Vor allem aber, ich wiederhole es, wirkt das Leiden Wunder, das Leiden, um der Gerechtigkeit willen. Es ist ja klar: das Reich der Gewalt kann nur durch viel Leiden besiegt werden, Leiden um der Liebe willen. Denn solches Leiden um der Leute willen ist ja der schärfste Gegensatz zur Gewalt.

Durch die ganze Geschichte geht der Ringkampf zwischen diesen zwei Reichen: dem Reich der Gewalt und dem Reich der Liebe. Auch die Tat von Golgatha hat ihn äußerlich nicht zu Ende gebracht. Aber langsam, langsam hat doch das Reich der Liebe in den Herzen und den Verhältnissen zugenommen. Im Klassenkampf unseres Zeitalters aber ist dieser Ringkampf so heiß geworden, weil er endlich entschieden werden soll. Das scheint mir sein tiefster Sinn zu sein. In einer Größe wie vielleicht nie zuvor hat sich das Reich der Gewalt erhoben und der Kampf hat einen Umfang und eine Heftigkeit angenommen, den keine ähnliche Bewegung der Vergangenheit hatte. Es ist eine entscheidende Krisis im Leben der Menschheit, eine ernste, gefährvolle Krisis. Aber der Gegensatz ist so scharf, so offenbar geworden, damit er desto

eher überwunden würde; Egoismus und Gewalt erheben so mächtig ihr Haupt, auf daß das Reich der Liebe sich — beschämt, erschrocken — noch mächtiger erhebe und einen entscheidenden Sieg erringe. Es ist darum eine Gottes- und Menschenzeit, die vielleicht Entscheidungen bringt für immer. In solchen Zeiten sind Menschen nötig, die dem Großen gewachsen sind, Menschen, die verstehen, was die schöpferische Stunde will und die dazu ein freudiges Ja sagen, nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat des ganzen Lebens, ja, wenn nötig, mit Einsetzung des Lebens. Wo es aber galt zu glauben und zu hoffen, die ganze Seele hinzugeben, da ist von jeher der Ruf vor allem an die *Frauen* ergangen; denn ihnen ist diese edle Kraft vor dem Durchschnitt der Männer verliehen. Er ergeht auch heute an sie, er ergeht an uns Alle. Und dieser Ruf, er kommt heute deutlich von einer Seite her, vom sozialen Kampf her. Dieser Ruf zur *Höheit*, meine ich, der tiefere Sinn des *Klassenkampfes*.

L. Nagaz.

## Bauer und Arbeiter.

**D**ie Bauern und Arbeiter sollten gemeinsame Sache machen; sie stehen dem gleichen Feinde, dem Kapitalismus, gegenüber. Ohne die Bauern kommen die Arbeiter nicht aus der Lohn- und ohne die Arbeiter die Bauern nicht aus der Zinsflaverei heraus. — Das sind Stimmen, die hier und da vor die Öffentlichkeit treten, zwar nur noch vereinzelt und schüchtern und bei weitem nicht in dem Maße und mit derselben Kühnheit wie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals stellte Greulich im zürcherischen Kantonsrat den Antrag, es sei eine Kommission zu ernennen, die den Notstand der Landwirtschaft, hauptsächlich hervorgerufen durch eine andauernde milchwirtschaftliche Krisis, zu prüfen und Mittel und Wege zu dessen Beseitigung ausfindig zu machen habe. Er fand Anklang, ward Mitglied dieser Kommission, hielt Vorträge in landwirtschaftlichen Lokalvereinen, Bezirksvereinen und im Kantonalverein und wurde bei den Bauern des Kantons Zürich eine populäre Persönlichkeit. Von ihm ging die Anregung aus, es sollte der Versuch mit Zusammenlegung kleinerer Heimwesen zum Zwecke der Errichtung von vom Staat oder von Gemeinden betriebenen Muster-Großbetrieben gemacht werden. Die Anregung wurde von Landwirtschaftsprofessor Dr. Krämer günstig beurteilt. Präsident Schenkel in Rätterschen (jetzt Wellenberg, Frauenfeld), Gründer des Verbandes ostschweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften, redete der genossenschaftlichen Viehmasse das Wort und sein Nachfolger in der Redaktion des „Genossenschaftler“, Notar Werder in Brugg, war ebenfalls ein Befürworter genossenschaftlichen Betriebes der Landwirtschaft an Stelle